

CHRISTINA
BAKER KLINE

Die *Farben* des
Himmels

ROMAN



GOLDMANN

Wenn man in einer kleinen Welt lebt, kennt man sie in- und auswendig. Man findet sich im Dunkeln darin zurecht, findet jeden Weg im Schlaf. Mit sprödem Gras bewachsene Felder fallen in Richtung Felsküste und Meer leicht ab, und überall sind Schlupfwinkel, wo man spielen und sich verstecken kann. Der rußschwarze Herd, immer warm, in der Küche. Geranien auf dem Fensterbrett, Rot, das sich entfaltet wie das Taschentuch eines Magiers. Streunende Katzen in der Scheune. Die Luft riecht nach Kiefern und Seetang, nach Brathähnchen und frisch gepflügter Erde.

An einem Sommernachmittag blickt Mutter auf die Gezeitenkarte in der Küche und sagt: »Zieh deine Schuhe an, Christina, ich muss dir etwas zeigen.«

Ich schnüre meine festen, braunen Schuhe zu und folge ihr über das Feld, zwischen summenden Zikaden und flatternden Krähen hindurch bis zum Familienfriedhof. Meine Beine sind so stark, dass ich mich beinahe aufrecht halten kann. Ich streiche mit den Fingern über die moosbewachsenen, halb verfallenen Grabsteine, deren Inschriften kaum zu entziffern sind. Das älteste Grab gehört Joanne Smalley Hathorn. Sie ist 1834 im Alter von 33 Jahren gestorben, eine Mutter von sieben kleinen Kindern. Als sie im Sterben lag, so erzählt mir meine Mutter, hat sie ihren Mann gebeten, sie auf dem Grundstück zu begraben anstatt mehrere Meilen entfernt auf dem städtischen Friedhof, damit ihre Kinder ihr Grab besuchen konnten.

Auch ihre Kinder sind hier begraben. Alle nachfolgenden Hathorns sind es.

Wir gehen weiter in Richtung der Küste südlich von Hathorn Point, oberhalb der Buchten Kissing Cove und Maple Juice Cove, wo der St George River in die Muscongus-Bucht und schließlich in den Atlantik mündet. Dort gibt es einen Muschelhaufen, und Mutter sagt, dass der von den Abenaki-Indianern stammt, die vor langer Zeit ihre Sommer auf dieser Landspitze verbrachten. Ich versuche mir vorzustellen, wie es hier aussah, bevor dieses Haus gebaut wurde, in der Zeit vor den drei Blockhütten, bevor die Gegend von irgendwelchen Siedlern entdeckt worden war. Ich stelle mir ein Abenaki-Mädchen vor, wie ich, das an der felsigen Küste nach Muscheln sucht. Von der Spitze aus kann man weit auf das Meer hinausblicken. Behielt sie immer den Horizont im Auge, um nach Eindringlingen Ausschau zu halten? Hatte sie die leiseste Ahnung davon, wie sich ihr Leben verändern würde, wenn sie ankämen?

Es herrscht Ebbe. Ich stolpere auf den Felsen, aber Mutter sagt nichts, sondern bleibt nur stehen und wartet. Auf der anderen Seite des Watts liegt Little Island, eine etwa viertausend Quadratmeter große Wildnis mit Birken und trockenem Gras. Sie zeigt darauf. »Da gehen wir hin. Aber wir können nicht lange bleiben, sonst sitzen wir

fest, wenn die Flut kommt.« Unser Weg ist ein Hindernislauf über Steine, die glitschig sind von Seetang. Ich wähle meinen Weg mit Bedacht, und dennoch stolpere und falle ich und schürfe mir an einem Klumpen Seepocken die Hand auf. Meine Füße in den Schuhen sind nass. Mutter wirft einen Blick zu mir zurück. »Steh auf. Wir sind fast da.« Als wir die Insel erreichen, breitet sie auf einer trockenen Stelle am Strand eine Wolldecke aus. Aus ihrem Rucksack nimmt sie ein Sandwich – dicke Scheiben Brot mit Ei –, eine Gurke und zwei Stück Apfelpfannkuchen. Sie gibt mir die Hälfte des Sandwichs. »Schließ deine Augen und spüre die Sonne«, sagt sie, und das tue ich, ich lehne mich auf die Ellbogen gestützt zurück und strecke mein Gesicht in die Sonne. Meine Lider sind warm und gelb. Die Bäume hinter uns rauschen wie frisch gestärkte, steife Röcke. Salzige Luft. »Warum sollte man irgendwo anders sein wollen als hier?«

Nachdem wir gegessen haben, sammeln wir Muscheln, blassgrüne Seeanemonen und violette, glänzende Miesmuscheln. »Schau«, sagt Mutter und zeigt auf einen Krebs, der aus einem Gezeitentümpel auftaucht und sich einen Weg über die Felsen sucht. »An diesem Ort sind sämtliche Arten von Leben versammelt.« Auf ihre spezielle Art versucht sie immer, mir etwas beizubringen.

Auf einer Farm zu leben bedeutet, einen anhaltenden Krieg gegen die Elemente zu führen, sagt Mutter. Wir müssen gegen die unbändige Natur ankämpfen, um uns das Chaos vom Leib zu halten. Draußen arbeiten Farmer mit Maultieren, Kühen und Schweinen im Dreck, aber ihr Haus muss eine Zufluchtsstätte sein. Wenn es das nicht ist, sind wir nicht besser als Tiere.

Mutter ist ständig in Bewegung – fegen, wischen, scheuern, backen, putzen, waschen, Wäsche aufhängen. Morgens backt sie Brot und benutzt dazu Hefe, die sie aus der Hopfenrebe hinter unserem Schuppen herstellt. Wenn ich die Treppe herunterkomme, steht immer ein Topf mit Haferbrei auf der hinteren Herdplatte, mit einer dünnen Haut an der Oberfläche, die ich herausfische und der Katze zu fressen gebe, wenn Mutter nicht herschaut. Manchmal gibt es trockene Haferkekse und gekochte Eier. Baby Sam schläft in seiner Wiege in der Ecke. Wenn das Frühstücksgeschirr abgewaschen ist, fängt Mutter an, ein großes Mittagessen zuzubereiten: Hühnerpastete oder Schmorfleisch oder Fischeintopf. Pellkartoffeln oder Kartoffelbrei, Erbsen oder Karotten, frisch oder aus der Konservendose, je nach Jahreszeit. Was übrig bleibt, kommt als Auflauf oder Eintopf zum Abendessen wieder auf den Tisch.

Mutter singt während der Arbeit. Ihr Lieblingslied, *Red Wing*, handelt von einem Indianermädchen, das sich nach einem tapferen Helden verzehrt, der in den Kampf gezogen ist. Je länger er fort ist, desto mutloser wird sie, und tragischerweise wird der

Mann, der ihre große Liebe ist, getötet.

Now, the moon shines tonight on pretty Red Wing
The breeze is sighing, the night bird's crying,
For afar 'neath his star her brave is sleeping,
While Red Wing's weeping her heart away.

Ich verstehe nicht ganz, warum Mutter dieses traurige Lied so mag. Die alten Griechen glaubten, in der Kunst Zeuge von Schmerz zu werden, führe dazu, mit dem eigenen Leben zufriedener zu sein, sagt Mrs Crowley, meine Lehrerin an der Wing School Nummer 4 in Cushing. Als ich das meiner Mutter erzähle, zuckt sie mit den Schultern. »Ich mag einfach die Melodie. Damit geht mir die Hausarbeit leichter von der Hand.«

Sobald ich groß genug bin, um an den Esstisch im Wohnzimmer zu kommen, ist es meine Aufgabe, ihn zu decken. Mutter zeigt mir, wie man das schwere Silberbesteck hinlegt:

»Die Gabel links. L-I-N-K-S. Fünf Buchstaben, genau wie ›Gabel‹. G-A-B-E-L«, sagt sie und legt die Gabel neben den Teller an die richtige Stelle. »Messer und Löffel auf die rechte Seite. Sechs Buchstaben. R-E-C-H-T-S, genau wie bei ›Messer‹ und ›Löffel‹. M-E-S-S-E-R.«

»L-Ö-F-F-E-L«, sage ich.

»Ja.«

»Und Becher. B-E-C-H-E-R. Rechts?«

»Kluges Mädchen!«, ruft Mammey aus der Küche.

Mit sieben Jahren kann ich hauchdünn Kartoffeln schälen, auf allen vieren die Kiefernholzdielen mit Bleichmittel schrubben, mich um die Hopfenreben hinter dem Schuppen kümmern und Hefe herstellen, um Brot zu backen. Mutter zeigt mir, wie man näht und flickt. Mit meinen ungeschickten Fingern habe ich Schwierigkeiten, eine Nadel einzufädeln, aber ich bin zielstrebig und versuche es wieder und wieder, auch wenn ich mir dabei in den Zeigefinger steche und der Faden ausfranst. »Ich habe noch nie so viel Entschlossenheit erlebt«, ruft Mammey aus, aber Mutter sagt erst etwas, wenn ich es geschafft habe, die Nadel einzufädeln: »Christina, du bist ganz schön ausdauernd.«

Mammey ist viel weniger schmutzempfindlich als Mutter. Was ist schon dabei, wenn sich Staub in den Ecken sammelt oder Geschirr im Spülbecken steht? Die Gegenstände,

die sie am liebsten hat, sind abgenutzt: der alte Glenwood-Herd, der Schaukelstuhl am Fenster mit seiner Sitzfläche aus halb zerfasertem Bast, die Handsäge mit dem kaputten Griff in der Küchenecke. Jedes dieser Dinge, sagt sie, hat eine eigene Geschichte.

Mammey fährt mit den Fingern über die Muscheln auf dem Kaminsims im Muschelzimmer wie eine Archäologin, die eine Ruine freilegt und sie durch all ihr Wissen zum Leben erweckt. Die Muscheln, die sie in Alvaros Seemannstruhe gefunden hat, haben hier einen Ehrenplatz, genau wie ihre schwarze, durch viele Reisen in Mitleidenschaft gezogene Bibel. Pastellfarbene Muscheln aller Art liegen auf den Fensterbrettern und auf dem Fußboden an der Wand entlang aufgereiht. Es gibt mit Muscheln besetzte Vasen, Figuren, Bilderrahmen, Valentinskarten, Buchumschläge, Miniaturansichten des Familienwohnsitzes auf Muschelschalen, gemalt von einem lang verstorbenen Verwandten; sogar eine muschelgerahmte Gravur von Präsident Lincoln.

Sie reicht mir ihre Lieblingsmuschel, die sie in der Nähe eines Korallenriffs an einem Strand in Madagaskar gefunden hat. Sie ist überraschend schwer, etwa zwanzig Zentimeter lang, seidig glatt, mit einem braun-weißen Zebromuster oben, das weiter unten in Cremeweiß übergeht. »Man nennt sie Perlboot-Nutilus. ›Nautilus‹ ist das griechische Wort für ›Seefahrer‹.« Sie erzählt mir von einem Gedicht, das davon handelt, dass ein Mann an der Küste eine zerbrochene Muschel wie diese findet. »*Bau dir ein stattlich' Haus, oh meine Seele, solange Frühling, Sommer, Herbst vorüberfliegen!*«, zitiert Mammey und breitet die Arme aus. »*Und lass die Muschel, der du entwachsen, am stürmischen Meer des Lebens liegen.* Es geht um die menschliche Natur, verstehst du? Du kannst lange Zeit in der Muschelschale leben, in der du geboren bist. Aber eines Tages wird sie dir zu klein sein.«

»Und dann?«, frage ich.

»Na ja, dann musst du dir eine größere suchen, in der du wohnen kannst.«

Darüber denke ich einen Augenblick nach. »Was ist, wenn sie zu klein ist und man trotzdem weiter darin wohnen will?«

Sie seufzt. »Meine Güte, Kind, was für eine Frage. Ich denke, wenn man nicht tapfer ist und sich ein neues Zuhause sucht, wird man in einer zerbrochenen Muschel wohnen müssen.«

Mammey zeigt mir, wie man Buchdeckel und Vasen mit kleinen Muscheln besetzt. Man muss sie leicht überlappend anbringen, so dass sie an der Oberfläche eine präzise, glatte Linie bilden. Während wir die Muscheln aufkleben, schwelgt sie in Erinnerungen an die Abenteuerlust und Tapferkeit meines Großvaters, schildert, wie er Piraten überlistete und Tsunamis und Schiffbrüche überlebte. Wieder einmal erzählt sie mir von der Flagge, die sie aus Stofffetzen machte, als sie alle Hoffnung verloren hatten, und von dem wunderbaren Auftauchen dieses Frachtschiffs am fernen Horizont,

das ihnen zur Rettung kam.

»Setz dem Mädchen nicht all diese Legenden in den Kopf«, schimpft Mutter, die uns aus der Pantry, dem kleinen Raum zwischen Küche und Esszimmer, zugehört hat.

»Das sind keine Legenden, es ist die Realität. Du weißt das, du hast es selbst erlebt.«

Mutter kommt durch die Tür. »Du erzählst das so, als wäre es glanzvoll gewesen, obwohl du weißt, dass es die meiste Zeit das reine Elend war.«

»Es *war* glanzvoll«, sagt Mammey. »Dieses Mädchen wird niemals irgendwo hingehen. Da soll sie wenigstens wissen, dass sie das Abenteuer im Blut hat.«

Als Mutter hinausgeht und die Tür hinter sich zuschlägt, seufzt Mammey. Sie sagt, sie kann nicht glauben, dass sie ein Kind großgezogen hat, das durch die ganze Welt gereist ist und sich trotzdem damit zufriedengibt, die Welt von zu Hause aus zu betrachten. Sie sagt, dass Mutter eine alte Jungfer geworden wäre, wenn nicht eines Tages Papa aufgetaucht wäre und ihr eine Alternative angeboten hätte.

Ich kenne einen Teil der Geschichte. Ich weiß, dass Mutter das einzige überlebende Kind war und sich an ihr Zuhause klammerte. Nachdem mein Großvater sich von der Seefahrt zur Ruhe gesetzt hatte, entschlossen sich Mammey und er, das Haus zu einer Sommerherberge zu machen. Damit wollten sie nicht nur ihren Lebensunterhalt verdienen, sondern sich auch von ihrem Kummer ablenken. Sie bauten das Dachgeschoss zu einem dritten Stockwerk um, so dass das Haus nun über vier neue Schlafräume verfügte. Sie setzten Werbeanzeigen in alle Zeitungen entlang der Ostküste. Die Nachricht von der entzückenden Herberge mit ihrer Postkartenaussicht sprach sich herum, und viele Besucher strömten nordwärts. In den 1880er Jahren konnte eine ganze Familie für zwölf Dollar pro Woche in Hathorn Point übernachten, inklusive Verpflegung.

Die Herberge machte eine Menge Arbeit, mehr als sie alle es erwartet hatten, und meine Mutter musste mit anpacken. Die Jahre vergingen, und die wenigen geeigneten Junggesellen in Cushing heirateten oder zogen fort. Mit Mitte dreißig hatte sie den Zeitpunkt verpasst, einen Mann kennen zu lernen und sich zu verlieben, dachte sie – alle dachten das. Sie würde weiter in dem Haus leben und sich um ihre Eltern kümmern, bis man sie auf dem Familiengrundstück zwischen Haus und Meer begrub.

»Es gibt da einen ganz alten Begriff«, sagt Mammey, »nämlich: *vertochtern*. Weißt du, was das bedeutet?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Es bedeutet, dass es in einer Familie keine männlichen Nachkommen gibt, die den Familiennamen weitertragen könnten. Deine Mutter ist die Letzte in der Linie der Hathorns von Cushing. Wenn sie stirbt, stirbt der Name Hathorn mit ihr.«